

Daldry siegt in Rom mit „Trash“

Rom – Stephen Daldrys Film „Trash“ hat die neunte Ausgabe des Filmfestivals von Rom gewonnen. Der Streifen mit Rooney Mara und Martin Sheen in der Hauptrolle wurde erstmals nicht von einer internationalen Jury, sondern von den Zuschauern ausgezeichnet.

Mit 80.000 Zuschauern verzeichnete das Festival einen Rückgang von 15 Prozent gegenüber dem Vorjahr. In sieben Sälen wurden 51 Filme aus 21 Ländern gezeigt. Sechs Millionen Euro kostete das Festival, die Hälfte davon wurde von Sponsoren gezahlt. Seinen Abschied kündigte am Samstag Festivalleiter Marco Müller an. Seinen Ende Oktober auslaufenden dreijährigen Vertrag werde er nicht erneuern, so Müller, der erklärte, er wolle zurück zu seinem Job als Universitätsprofessor.

Das Filmfestival in Rom wird seit 2005 veranstaltet. Die Organisatoren des Filmfestivals von Venedig hatten immer wieder über die Konkurrenz der neuen Veranstaltung in der Ewigen Stadt geklagt, die zwischen Oktober und November stattfindet. Finanzielle Probleme hatten zuletzt immer wieder das römische Festival belastet. Seine Zukunft erscheint jetzt ungewiss. (APA, TT)

Cream-Bassist Jack Bruce gestorben

London – Der Sänger, Bassist und Komponist Jack Bruce ist im Alter von 71 Jahren im englischen Suffolk einem Leberleiden erlegen. Bruce spielte in den 60er-Jahren zusammen mit Gitarrist Eric Clapton und Schlagzeuger Ginger Baker in der Band Cream, die bis zu ihrer Auflösung 1968 rund 35 Millionen Alben verkaufte. Bruce schrieb und sang den größten Teil ihrer Lieder, darunter „I feel free“, „White Room“, „Politician“ und „Sunshine Of Your Love“. (APA, dpa)



Irrwitziger Fatalismus eines Revolutionärs, der seiner Ideale verlustig gegangen ist: Joachim Meyerhoff als Danton im Wiener Burgtheater.

Foto: Burgtheater/Reinhard Werner

Letzte Worte am langen Seil

Ein fatalistisches Panoptikum des politischen Scheiterns: Jan Bosse inszenierte Georg Büchners Drama „Dantons Tod“ mit Starbesetzung am Burgtheater.

Von Bernadette Lietzow

Wien – Dieser seit Freitag im Burgtheater zu bewundernde „Danton“, dem der Dramatiker Büchner seinen Vornamen Georg und nicht etwa das französische „Georges“ überlässt, verfügt nicht so sehr über Steher- denn über Läuferqualitäten. Getrieben von Schuld, Angst und dem Versuch, dem Dämon der eigenen Verzweiflung zu entfliehen, rennt Joachim Meyerhoffs Danton gegen die sich unbeirrbar ächzend drehende Welt- und Revolutionsmaschine an. Das siebenseitige Gerüst, das Bühnenbildner Stéphane Laimé auf die sich nahezu ständig in Bewegung befindliche Drehbühne des Burgtheaters gesetzt hat, erinnert nicht zufällig an die Ideen eines Jeremy Bentham, der in der Zeit der

französischen Revolution mit seinen panoptischen Baukonzepten die planvolle Überwachung, von Delinquenten bis hin zu Schülern, denkmöglich machte.

Im Burgtheater findet sich in der Mitte des zweistöckigen Gestells die Stätte des Todes, der Richtplatz, von dem aus Blicke auf ein verglastes Privatgemach, eine Studierstube oder ein Badezimmer möglich sind. Es ist das Tollhaus des großen Schreckens, der „Grande Terreur“, die Zeit der von Danton verantworteten „Septembermorde“ und jene von Robespierres diktatorisch regierendem „Wohlfahrtsauschuss“, die sich in dem wüsten, mit abgelegten Kleidern, Rokokomöbeln und Unrat versehenen Bühnenbild widerspiegeln.

Beklemmung erfasst den

Zuschauer gleich zu Beginn, wenn sich der aus Hamburg ans Burgtheater zurückgekehrte Meyerhoff seinen Danton auf Gesicht und Körper schmiert: Ist es das Puderweiß des in der Revolution untergegangenen galanten Zeitalters, das sich der Parvenü Danton aneignet, wie er sich das lasterhafte Leben der höchsten Stände zu eigen machte, oder ist die weiße Paste doch eher der Stoff, aus dem die Totenmasken gemacht sind? Meyerhoff stattet seine Rolle äußerst überzeugend mit dem irrwitzigen Fatalismus eines seiner politischen Ideale verlustig gegangenen Revolutionärs aus, dessen Ausweichen in Lust und Laster nur ein kurzes Innehalten auf dem Weg in den Tod bedeutet. Wie er im frivolen Hausmantel (Kostüm: Kathrin Plath) über den Schutt-

haften eigener Vorstellungen und politischer Wirklichkeiten räsoniert, dabei in seinem „Ich will nicht weiter“ die Sinnlichkeit eines doch am Leben Hängenden vermittelt, gehört zu den dichten Momenten dieses Bühnen-Abends.

Während Dantons letzten Worten, mit seinen Mitstreitern Desmoulins (Peter Knaack) und Lacroix (Daniel Jesch) wie Marionetten in Bühnenhemden an langen Seilen auf- und niedergezerrt, verweigern Meyerhoff und Regisseur Bosse das Pathos zugunsten einer kargen Klarheit. Beeindruckend auch Michael Maertens' Robespierre: Wenn er, angetan mit dem schwarzen Rock der bescheidenen Tugendhaftigkeit, beiläufig an einem Glas Milch nippt, jenem Getränk der frommen Denkgungsart, meint man die bis

zur Grausamkeit gesteigerte Konsequenz dieses Charakters fast körperlich zu fühlen.

Schade nur, dass dem Fokus auf die zwei Zentralgestalten die Würdigung der Nebenfiguren und deren hochkarätiger Darsteller wie Ignaz Kirchner (als britischer Freiheits-Denker Thomas Payne), Peter Knaack oder Daniel Jesch zum Opfer fällt. Auch Adina Vetter als Dantons Gattin Julie oder Aenne Schwarz als Desmoulins' Lucile müssen blass bleiben. Einzig Fabian Krüger kann als alert-grausamer St. Just beeindruckende Konturen entwickeln und Jasna Fritzi Bauer hat als Marion eine berührende Szene. Dem durchaus beachtenswerten, intelligenten Revolutions-Bilderbogen hätte eine schärfere Konturierung im Sinne eines großen Ganzen gutgetan.



Costello verzauberte im Burgtheater

Lieder über die Liebe „... und über Lügen, Träume, Betrug und Verrücktes“ kündigte der britische Singer-Songwriter Elvis Costello Samstagabend bei seinem Solo-Konzert im Wiener Burgtheater an. Und verzauberte schließlich zweieinhalb Stunden lang sein Publikum mit mehr als 30 Songs aus sämtlichen Phasen seiner vielseitigen Karriere.

Foto: EPA/OCzeret

Die Mitte finden

Karl-Markus Gauß' „Literarische Porträts aus Barbaropa“ neu aufgelegt.

Von Ivona Jelcic

Innsbruck – Auf der Suche nach dem Besonderen haben sich die diesjährigen Wiener Festwochen des kroatischen Autors Miroslav Krleža entsonnen und die Trilogie „In Agonie“ auf die Bühne gebracht, die mit „Die Gemblays“ auch einen bitterbösen Abgesang auf die dumpfe Repräsentationssucht der feinen Gesellschaft im auseinanderbrechenden Habsburgerreich enthält.

Krleža, 1893 in Zagreb geboren und 1981 auch dort gestorben, hat mit dem Erzählband „Der kroatische Gott Mars“ auch dem als Kanonenfutter an der Front verreckenden, namenlosen Soldaten ein – jahrelang verbotenes – literarisches Denkmal ge-

setzt. Insofern ist das diesjährige Weltkriegsgedenken nicht die schlechteste Gelegenheit, sich diesem großen Autor wieder einmal zuzuwenden. Obwohl es dafür heute wohl kaum mehr einer besonderen Gelegenheit bedarf, wie vielleicht noch vor 25 Jahren. Damals war Krleža eines der „literarischen Porträts aus Barbaropa“ gewidmet, die Karl-Markus Gauß unter dem Titel „Tinte ist bitter“ vergesenen oder zu Unrecht unentdeckt gebliebenen Autoren gewidmet hat: Durch den westlich orientierten Blick an den Rand Europas gedrängt und doch eigentlich in seine Mitte gehörend.

Was hat sich daran, und was hat sich auch an der Idee und Vision eines neuen Mitteleuropas 25 Jahre später geän-

dert? Manche Erwartungen, zum Beispiel jene, „dass sich zwischen Kapitalismus und Kommunismus etwas Drittes entwickeln würde“, wie Gauß in seinem Vorwort zur jetzt wieder aufgelegten Auswahl an Essays schreibt, blieben unerfüllt. Und manche Forderungen aufrecht: „dass die Europäer nämlich begännen, sich endlich für sich selbst zu interessieren, für jenes Europa, das immer noch Terra incognita geblieben ist und der Entdeckung harret.“

Die von Gauß einst so eindringlich, mitunter fast schon erbittert beschworene Entdeckung der Literaten und Literaturen aus Ost- und Südosteuropa erweist sich dafür immer noch als höchst tauglich: Erneut begegnet man in den literarischen Porträts also

dem in Jugoslawien als „Verräter“ an der kommunistischen Idee verfolgten und schließlich vom serbischen Nationalismus vereinnahmten Danilo Kiš, dem ungarischen Lyriker Miklós Radnóti, 1944 im Alter von nur 35 Jahren von NS-Schergen erschossen, oder Fulvio Tomizza, der in Istrien unbeirrt an ein Zusammenleben glaubte, als es andere noch für ein unerreichbares Traumbild hielten.



Karl-Markus Gauß: Tinte ist bitter. Literarische Porträts aus Barbaropa. Wieser Verlag, 160 Seiten, 9,95 Euro.